

Versagen

Fröhliche Wissenschaft 249

Nora Weinelt

Versagen

Inhalt

1. Schönes Scheitern 7
 2. Fehler im System 25
 3. Menschliche Totalausfälle 37
 4. Lebensläufe 51
 5. Bewertungsinstanzen 66
 6. Widerständiges Versagen 78
 7. Systemversagen 88
- Anmerkungen 101
- Literaturverzeichnis 113

1. Schönes Scheitern

Zu den Highlights des Bundestagswahlkampfes 2017 gehörte ein aus den Untiefen deutscher Fernseharchive ausgegrabenes Video, das den damals achtzehnjährigen Nachwuchs-FDPLer Christian Lindner und seinen gleichaltrigen Geschäftspartner porträtiert. Der 1997 ausgestrahlte Beitrag der Jugendsendung *100 Grad*, anmoderiert als Geschichte zweier »Jungs«, die noch zur Schule gehen, aber bereits aussehen »wie die Titelblattmodels vom *Manager Magazin*«, zeigt die beiden Schüler und Inhaber einer Marketingagentur in einer geliehenen Limousine auf dem Weg zum nächsten Kunden, die Krawatten akkurat gebunden, die Aktentaschen fest im Griff. Für Spott bei Wähler·innen und der politischen Konkurrenz sorgte vor allem Lindners beeindruckend ironiefrei vorgetragene Erfolgsmaxime, die es schnell ins Inventar neoliberaler Plattitüden geschafft hat: »Probleme sind nur dornige Chancen.«¹

So hämisch die Reaktionen auf das wiederentdeckte Archivvideo allerdings auch gewesen sein mögen, so beispielhaft steht Lindners Satz doch für eine Vorstellung von Erfolg und Misserfolg,

die im Laufe der letzten drei Jahrzehnte zunehmend an Konjunktur gewonnen hat: Probleme gelten selbst dann noch als Chancen, wenn sie sich letztlich nicht lösen lassen – von einem schöneren, von einem besseren Scheitern ist dann oft die Rede. Denn jeder Schwierigkeit, jedem Misslingen wohnt, so suggerieren es zumindest die zahlreichen Veröffentlichungen im stetig wachsenden Segment der Ratgeberliteratur, ein produktives Potenzial inne, das es nur nutzbar zu machen gilt. Karrierebibeln mit Titeln wie *How to Fail Successfully: Finding Your Creative Potential Through Mistakes and Challenges* predigen den Stellenwert des Scheiterns für ein schnelles Fortkommen im Job,² und Elon Musk, der derzeit reichste Mensch der Welt, lässt sich mit dem Satz zitieren: »If things are not failing, you are not innovating enough.«³ Der Glaube an die Kraft des Scheiterns ist dabei keineswegs nur dort zu finden, wo beruflicher Erfolg auf dem Spiel steht, sondern hat sich mittlerweile auf beinahe sämtliche Lebensbereiche ausgedehnt. Die britische Autorin Elizabeth Day zum Beispiel nimmt in ihrem Buch *How to Fail: Warum wir erst durch Scheitern richtig stark werden* krisenhafte Situationen jeglicher Couleur in den Blick, dem Klappentext der deutschen Ausgabe zufolge etwa »die Schwierigkeit, mit 40 eine neue Sportart zu erlernen, eine unerwartete Trennung oder das plötzliche Karriere-

aus«, und argumentiert, dass gerade aus ihnen »[immer] die wirklich großen Momente des Lebens [...] erwachsen«. Kurzum: »Ein Glück, wenn's schief läuft«. ⁴

Obwohl viele Apologet-innen des schönen Scheiterns sich gern mit einer Aura des Subversiven umhüllen, als sei es etwas ganz und gar Unerhörtes, dem Misserfolg eine positive Qualität zuzusprechen zu wollen, ist Scheitern also längst nicht mehr das »große moderne Tabu«, ⁵ als das der amerikanische Soziologe Richard Sennett es noch in den 1990er-Jahren bezeichnet hat. Im Rahmen von Veranstaltungsreihen wie den sogenannten *Fuckup Nights*, 2012 von zwei mexikanischen Start-up-Gründern ins Leben gerufen, berichten Menschen regelmäßig davon, wie sie vermeintlich vielversprechende Projekte in den Sand setzten oder mit lukrativen Geschäftsideen in die Pleite schlitterten – und sich dennoch nicht unterkriegen ließen, performativ bezeugt durch ihre Präsenz auf einer Veranstaltungsbühne, auf der sie mit den eigenen Niederlagen zum Narrativ des erfolgreichen Scheiterns beitragen.

Aus Fehlern lernt man, lautet dort die Devise, und das scheinbar so bedingungslos, dass Scheitern dem Erfolg vermeintlich nicht nur nicht im Weg steht, sondern in einer waghalsigen dialektischen Volte sogar zu dessen Möglichkeitsbedingung stilisiert wird. Denn nur wer hinfällt, so

lässt sich auch zahllosen TED-Talks von erfolgreichen Unternehmer:innen und Life Coaches entnehmen,⁶ kann hinterher wieder aufstehen, um sodann, ausgerüstet mit einer buchstäblich gewinnbringenden neuen Erfahrung, Ziele zu erreichen, die vormals in utopischer Ferne zu liegen schienen. Wichtig ist demnach nicht, *ob* man scheitert, sondern *wie* man scheitert, und wer den richtigen Umgang mit dem eigenen Misserfolg gefunden hat, muss existenzielle Folgen nicht fürchten. Schwerwiegende Nachteile oder gar Gefahren scheinen vom Scheitern dieser Logik zufolge nicht (mehr) auszugehen; inzwischen wird es vielmehr als Form des Übens betrachtet,⁷ getreu dem in der Ratgeberliteratur eifrig zitierten, aber grotesk missverstandenen Motto: »Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.«⁸

Seinen Ausgang nahm der zeitgenössische »Failure Fetish«⁹ in den 1990er-Jahren im kalifornischen Silicon Valley, wo er bis heute liebevoller gepflegt wird als überall sonst. Viele der erfolgreichsten Gründer:innen der New Economy brüsten sich mit den Brüchen in ihren Berufsbiografien: Apple-Ikone Steve Jobs beispielsweise wurde zu Beginn seiner Karriere aus seiner eigenen Firma geworfen; Bill Gates' erstes Unternehmen Traf-O-Data schrieb kontinuierlich rote Zahlen. Gates' damaliger Geschäftspartner Paul Allen bezeichnet den Misserfolg seiner Firma in einem

kurzen Essay für die Zeitschrift *Newsweek* gar als den liebsten Fehler seiner Karriere: »Er hat für mich untermauert, dass jedes Scheitern den Keim deines nächsten Erfolges enthält.«¹⁰ Ähnliches weiß Lars Hinrichs zu berichten, der mittlerweile millionenschwere Gründer der Onlineplattform *Xing*: Er trieb seine PR-Agentur Böttcher-Hinrichs AG in die Insolvenz, bevor er kurz darauf das Geschäft seines Lebens ersann. Dieses Erfolgsmärchen erzählt er unermüdlich in Workshops und Vorträgen,¹¹ vielen Gründer:innen gilt er als Vorbild – weil er einfach immer weitermachte, allen Misserfolgen zum Trotz.

Dass die Sage vom schönen Scheitern gerade im Dunstkreis der New Economy so omnipräsent ist, hat nicht zuletzt strukturelle Ursachen. Start-up-Gründungen sind oft risikobehaftete Unterfangen, einer Analyse des an der Harvard Business School lehrenden Ökonomen Shikhar Ghosh zufolge erwirtschaften nicht einmal fünf Prozent aller Start-ups genug Geld, um den Break-even-Point zu erreichen, also an einen Punkt zu gelangen, an dem aufgewandte Kosten und erzielte Erlöse gleich hoch sind.¹² Weil das für ein Start-up zu akquirierende Startkapital vergleichsweise gering ist, weil in der Regel keine eigenen Produktionshallen und teils nicht einmal Büros benötigt werden, kann, so scheint es zumindest, beinahe jede:r eine eigene Firma gründen und nach dem

trial-and-error-Prinzip mit ihr Schiffbruch erleiden. Bei genauerer Betrachtung allerdings wird schnell deutlich, wie sehr die Möglichkeit eines schöneren, besseren Scheiterns – im Silicon Valley, aber auch darüber hinaus – an Privilegien geknüpft ist, die nur selten thematisiert werden: Scheitern muss man sich leisten können, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Nicht alle verfügen über die nötige gesellschaftliche, ökonomische oder kulturelle Teilhabe, um überhaupt eine risikoreiche Unternehmung in Angriff nehmen oder nach deren Fehlschlagen sofort zu einem neuerlichen Versuch ansetzen zu können. Es ist daher kein Zufall, dass die Vorstellung eines gewinnbringenden Scheiterns bis heute maßgeblich von wohlhabenden weißen Männern propagiert wird – und dass sie auf Prämissen fußt, die man gemeinhin als neoliberal bezeichnet.

Denn die positive Umdeutung des Scheiterns, wie sie sich in westlichen Gesellschaften vor allem in den letzten drei Jahrzehnten vollzogen hat, ist eng mit jenem neoliberalen Subjektentwurf verzahnt, dem der Soziologe Ulrich Bröckling mit *Das unternehmerische Selbst* eine einflussreiche Studie gewidmet hat. Er beschreibt darin ein etwa seit den 1980er-Jahren geltendes sozioökonomisches Leitbild, das dazu auffordert, sich zu jedem Zeitpunkt und in allen Lebenslagen als CEO der eigenen Ich-AG zu begreifen, sein Selbst vor der

Folie unternehmerischen Handelns zu modellieren, und das unabhängig davon, ob eine Person tatsächlich selbstständig, also unternehmerisch tätig ist. Denn längst werden nicht nur berufliche oder finanzielle Entscheidungen nach unternehmerischen Maßstäben beurteilt und auf ihre Rentabilität geprüft, auch Liebesbeziehungen oder Freizeitbeschäftigungen müssen einer Kosten-Nutzen-Rechnung standhalten. Erfolge werden dann meist als Resultate harter Arbeit und guten Selbstmanagements betrachtet – im Umkehrschluss bedeutet ein solcher Zwang zum individualisierten Unternehmertum allerdings auch, »die Verantwortung für das eigene Scheitern sich selbst zurechnen« und Niederlagen »als individuelle Planungsdefizite [...] verbuchen« zu müssen.¹³ In den zeitgenössischen Konzeptualisierungen des schönen Scheiterns spiegeln sich so die beiden ideologischen Grundpfeiler eines neoliberalen Welt- und Menschenbildes sehr deutlich: die marktwirtschaftliche Durchdringung sämtlicher Lebensbereiche einerseits, die gleichzeitige Dominanz der gesellschaftspolitischen Dogmen von Individualisierung und Eigenverantwortlichkeit andererseits.

In seiner 1998 erschienenen Untersuchung *Der flexible Mensch* liefert Richard Sennett ein geradezu mustergültiges Beispiel für Bröcklings Beobachtung. In einem Kapitel, das dem Umgang

mit dem Scheitern gewidmet ist, analysiert er, mithilfe welcher Strategien ehemalige Programmierer des amerikanischen IT-Unternehmens IBM, die im Laufe der 1990er-Jahre entlassen wurden, die Kündigung zu verarbeiten versuchen. Als besonders wichtig erweisen sich dabei zwei Narrateme, die in den Erzählungen fast aller befragten Personen wiederkehren: erstens die Strukturierung der Ereignisse um einen nachträglich bestimmten »kritischen Wendepunkt«,¹⁴ etwa den Moment, in dem ein Konkurrenzunternehmen zum Marktführer aufsteigt, und zweitens das sukzessive Verweben dieses Wendepunktes mit einem ebenfalls nachträglich identifizierten eigenen Versäumnis. An die Stelle einer zunächst angeführten Veränderung der beruflichen Lage durch äußere, vom Einzelnen nicht zu beeinflussende Faktoren tritt im Laufe der Zeit die Überzeugung der ehemaligen Mitarbeiter, für ihre Situation selbst verantwortlich oder wenigstens mitverantwortlich zu sein, das drohende Unheil etwa zu spät erkannt, den Betrieb nicht rechtzeitig aus eigenen Stücken verlassen zu haben. Diese Umdeutung hilft den Entlassenen, sich aus einer passiven Opferrolle zu befreien und die Hoheit über die Erzählung – und Deutung – ihres Lebens zurückzuerlangen.

Das autobiografische Sprechen oder Schreiben über Scheitern wird so zu einer Ermächtigungsstrategie, die paradoxerweise just deshalb

zur Bewältigung des Scheiterns beiträgt, weil sie den Einzelnen die Schuld dafür zuspricht. Denn nur durch die nachträgliche diskursive Umwandlung des Scheiterns in einen simplen Fehler, der potenziell zu vermeiden gewesen wäre, lässt sich die Vorstellung aufrechterhalten, Scheitern sei lehrreich – und auf diese Weise nicht gänzlich ohne Mehrwert. Selbst das Scheitern, von dem man eigentlich annehmen dürfte, es stelle den irreduziblen Endpunkt innerhalb jedweder Produktivmachungslogik dar, wird somit ökonomisiert und in die Wertschöpfungskette neoliberaler Subjektconstitution eingespeist. Scheitern besiegelt im 21. Jahrhundert keineswegs automatisch einen Wertverlust, es lässt sich unter dem Schlagwort der Erfahrung vielmehr als positiver Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen nutzen.

Diesem Credo zum Trotz belegen psychologische Studien, dass es Menschen häufig sehr schwerfällt, aus ihren Fehlern zu lernen. Was in Selbsthilfebüchern und auf Instagram-Profilen als »teachable moment«, als lehrreicher Moment gefeiert wird, erweist sich in Wahrheit – und nicht unbedingt überraschend – oft als »ego threatening«, also als Bedrohung für das eigene Selbst.¹⁵ Der schmale Grat des schönen Scheiterns besteht demnach darin, Misserfolge immer (auch) auf ein individuelles Verschulden zurückzuführen, ohne sich selbst dabei aber fundamental infrage

zu stellen. Nur unter diesen Umständen kommt zum Tragen, was die so tröstliche Idee, aus Fehlern lernen zu können, impliziert: eine grundsätzliche Beherrschbarkeit des Scheiterns. Fehler sind vermeidbar; sie resultieren normalerweise aus temporären Unachtsamkeiten oder falschen Entscheidungen, die im besten Fall zumindest nachträglich erkannt und präventiv analysiert werden können – auch deshalb verschwimmen die begrifflichen Grenzen zwischen »Scheitern« und »Fehler« (oder ähnlichen Ausdrücken) im zeitgenössischen Diskurs oft komplett. Wer seinen Misserfolg öffentlich thematisiert, tut das meist in der Annahme, den Grund für das eigene Scheitern bereits identifiziert zu haben, vergangene Fehler also zukünftig vermeiden zu können. Diese Sprecher·innenposition verlangt es, das Scheitern – in der Regel mit einem beträchtlichen zeitlichen Abstand – nach einem Ursache-Wirkungs-Prinzip zu erklären, es in einen klar benennbaren kausalen Begründungszusammenhang zu stellen: Schön gescheitert wird selten aus bloßem Pech. Oder anders formuliert: Das schöne Scheitern stellt womöglich nicht zuletzt deshalb ein derart erfolgreiches Modell dar, weil es den kontingenten Anteil des Scheiterns weitestgehend tilgt.

Überraschend ist das vor allem insofern, als das Scheitern über Jahrhunderte hinweg just als Inbegriff des Unbeherrschbaren, des Kontingen-

ten galt, als Ereignis, das – einer berühmten Definition des Soziologen Niklas Luhmann folgend – »weder notwendig noch unmöglich ist; [d]as also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist«. ¹⁶ Im Deutschen, aber auch in vielen anderen europäischen Sprachen ist das Wort bedeutungsgeschichtlich ausgerechnet mit dem Schiffbruch aufs Engste verschlungen, und damit auch mit dem Meer, das seit der Antike als der Ort gilt, dem der Mensch am wenigsten entgegensetzen hat. Das deutsche »Scheitern« meint ursprünglich das »In-Scheite-Gehen« eines zerberstenden Schiffs, und noch in *Meyers Konversations-Lexikon* von 1897 wird das Wort ausschließlich in der Bedeutung von »Schiffbruch erleiden« aufgeführt: »Scheitern, von einem Schiff, das, vom Sturm auf Klippen oder auf eine felsige Küste geworfen, unter den Wellenstößen zerschellt«. ¹⁷

Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein ist Scheitern also Schiffbruch: mögliches Resultat eines schlechterdings unkontrollierbaren Vorhabens und Ausdruck der Ohnmacht des Menschen gegenüber Kosmos und Natur. Im Denken der homerischen Zeit rührt die Bedrohlichkeit der Seefahrt vor allem von der ihr konstitutiven Überschreitung der Grenze zwischen Land und Wasser her, einer Hybris, die den Zorn der Götter hervorrufen und als Konsequenz ein Kentern

nach sich ziehen kann.¹⁸ Dennoch ist Schiffbruch schon im Weltbild des alten Griechenlands vor allem eines: unberechenbar. Stets möglich zwar und deshalb nicht an und für sich überraschend, aber doch keineswegs selbstverständlich oder notwendig, letztlich ein Ausnahmefall. Ein Risiko – auch das im Übrigen ein Begriff aus dem nautischen Bereich, das altgriechische *rhiza* bezeichnet eine Klippe, an der Schiffe zerschellen –¹⁹ für einen Schiffbruch besteht trotzdem zu jeder Zeit. Die Seefahrenden müssen lernen, es zu kalkulieren und durch entsprechende Konstruktions- und Navigationstechniken möglichst zu minimieren; ob die Schifffahrt dann jedoch tatsächlich mit einem Schiffbruch endet, ob die Schiffsbesatzung die Reise überleben wird oder nicht, obliegt nur dem Gutdünken der Götter.

Der Philosoph Hans Blumenberg hat dem Schiffbruch, insbesondere in der Konfiguration »Schiffbruch mit Zuschauer« (also im Spannungsverhältnis zu denjenigen, die das Unglück vom Festland aus beobachten) die Qualität einer »Daseinsmetapher« zugeschrieben, in der – sich historisch wandelnde – Annahmen über die Bedingungen menschlicher Existenz zutage treten.²⁰ Seit der Frühen Neuzeit, und dann insbesondere seit der Aufklärung, die geprägt ist von Entdeckergeist und einem unbedingten Fortschrittsglauben, zeigen sich Ansätze eines sich verändernden

den Verständnisses des Scheiterns, das hier noch immer in erster Linie als Schiffbruch zu verstehen ist:

Windstille war einmal [...] das Ideal des durch die Vernunft beruhigten Lebens [gewesen]. Der Stoiker konnte und wollte mit der Meeresruhe leben. Es war das Zeitalter der Vernunft, der Aufklärung, das hiergegen entdeckte, man ermangele der treibenden Energie, durch die erst die Helligkeit der treibenden Vernunft in die Dynamik der öffentlichen Wirkung, des Geschichtsantriebs, der Handlungsfähigkeit umgesetzt werde. In den Segeln müsste ein kräftiger Wind wehen, sollte das Schiff die Richtung halten können auf ein in unendlicher Ferne liegendes und dennoch bestimmbares Ziel.²¹

Die Gefahr eines Scheiterns auf stürmischer See wird nunmehr zunehmend positiv konnotiert, bedeutet die Alternative doch letzten Endes die Gefahr eines Stillstands – Stillstand der Leidenschaften, Stillstand des Lebens. Als Erfahrung des Erhabenen (und vor allem als Gegenteil eines solchen Stillstands) wird dem bewusst in Kauf genommenen Scheitern damit schon im 18. Jahrhundert ein epistemisches Potenzial zugesprochen.

Blumenberg verfolgt die Entwicklung des Schiffbruchs als Daseinsmetapher bis ins 20. Jahrhundert hinein, bis zu einem Zeitpunkt also, zu dem sich die Beziehung des Menschen zum Meer grundlegend verändert hat. So unkontrollierbar es geblieben sein mag, so sehr lassen sich Winde und Strömungen, Gefahrenstellen und Risikofaktoren doch zumindest wissenschaftlich fundiert berechnen und vorhersagen, und wenn auch noch heute die Möglichkeit eines Schiffbruchs besteht, so ist dessen Wahrscheinlichkeit doch verschwindend gering. Dementsprechend verändert sich auch die Daseinsmetapher des Schiffbruchs, die nun keine Daseinsmetapher mehr ist: Ihren ursprünglichen Bezug zur Natur, der der Mensch machtlos gegenübersteht, hat sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitestgehend eingebüßt, und auch ein göttliches oder metaphysisches Element ist ihr nicht länger eingeschrieben. Stattdessen verschiebt sich im Zuge der zunehmenden Beherrschbarkeit der Welt in der technisierten Moderne die Vorstellung von Schiffbruch auf eine Weise, die für das heutige Verständnis des Scheiterns von entscheidender Bedeutung ist: Wenn Schiffe doch sinken, lassen sich dafür weder zornige Götter noch andere höhere Mächte verantwortlich machen; schuld sind (immer auch) die Menschen selbst, weil sie Fehler bei der Konstruktion, der Navigation oder der Berechnung der Route begangen haben.

Losgelöst vom (realen) Schiffbruch als Bedeutungskorrelat lässt sich im Laufe des 20. Jahrhunderts dann eine semantische Ausdehnung des »Scheiterns« beobachten, das als vorerst letzte Ableitung und Aktualisierung das Erbe jener Daseinsmetapher antritt: Es wird angepasst an das unternehmerische Selbst als bestimmende Daseinsform der Spätmoderne, dessen riskantes Handeln sich nicht mehr auf dem Meer abspielt, sondern maßgeblich im Arbeitsleben – und dessen Scheitern sich nicht mehr auf die Unwägbarkeiten des stürmischen Meeres zurückführen lässt, sondern (vermeintlich) stets auf einen Fehler. Erst das eigenverantwortliche moderne Scheitern, aus dem jede Form des Kontingenten oder Unwägbaren getilgt ist, kennt deshalb übrigens den »Erfolg« als Gegenbegriff: Nur wenn das eigene Handeln von höheren Mächten weitestgehend unabhängig gelingen oder nicht gelingen kann, lässt sich das Erreichen eines Ziels tatsächlich als Erfolg (und nicht etwa als Schicksal oder Glück) betrachten.

So sehr sich die Semantik des Scheiterns mittlerweile verschoben hat, so sehr führt der Begriff doch auch heute noch einige Bedeutungsdimensionen mit, die auf der Vorstellung eines Scheiterns als Schiffbruch basieren. Wie dem Schiffbruch wird auch dem Scheitern der Charakter eines zeitlich begrenzten Geschehens zu-

geschrieben. Es wird also als punktuell Ereignis betrachtet, für das gilt, was der russische Raumtheoretiker Jurij M. Lotman als konstitutives Merkmal von Ereignissen generell beschrieben hat: Er definiert sie als das Resultat einer (räumlichen oder ideellen) Grenzüberschreitung, die sich im Falle des Schiffbruchs mit dem Übertritt des Menschen vom Land aufs Wasser vollzieht.²² Auf diesen Aspekt der Transgressivität scheinen Vorstellungen eines schönen Scheiterns in besonderer Weise abzuheben, vor allem, weil mit ihr zwei weitere Prämissen einhergehen. Transgression setzt erstens zumindest in gewissem Maße ein aktives Handeln voraus, ohne das es zum Ereignis des Scheiterns überhaupt nicht käme: Man scheitert in der Regel an einem konkreten Vorhaben, um dessen erfolgreiche Umsetzung man sich bemüht hat, und auch wenn das Ziel letztlich nicht erreicht wird, bleibt das Scheitern doch an eine zielgerichtete Handlung gekoppelt. Als Resultat einer Grenzüberschreitung impliziert das Ereignis des Scheiterns zweitens den Mut der Scheiternden beziehungsweise Gescheiterten, die beinahe heroische Kühnheit ihrer Unternehmung, durch die sie sich vom Rest der Gesellschaft abheben. Zugleich eröffnet die liminale, transgressive Natur der Handlung, die dem Scheitern vorausgeht, einen Möglichkeitsraum für Transformation, den auch deren Fehlschlagen

nicht vollständig kassiert: Scheitern als Ereignis zeigt, wie es schon die Schiffbruchfantasien der Aufklärung und später der Romantik verdeutlichen, Veränderung an, wenn auch nicht unbedingt und nicht unmittelbar eine Veränderung zum Guten.

Dass die beim spätmodernen Scheitern zu überschreitende oder überschrittene Grenze oft viel weniger konkret zu fassen ist als beim Scheitern als Schiffbruch, lässt sich als Indiz für die nachträgliche Überzeichnung dieser vermeintlich charakteristischen Transgressivität interpretieren. Der großen Rolle, die die liminale Qualität des schönen Scheiterns im entsprechenden Diskurs spielt, tut das allerdings keinen Abbruch. Wo das produktive oder kreative Potenzial von Fehlschlägen und Misserfolgen betont wird, wie etwa in Elon Musks bereits zitiertem Sinnspruch »If things are not failing, you are not innovating enough«, ist die Vorstellung eines Ausbrechens aus dem Gewohnten oft nicht weit. Nur wer Risiken eingeht, sich ins Offene, ins Unbekannte bewegt, so suggerieren es derartige Sätze zumindest, kann überhaupt scheitern. Die Kunstwissenschaftlerin Manuela Branz erhebt das Scheitern in einem Essay in der Zeitschrift *Kunstforum* gar zum einzig denkbaren Akt der Überschreitung; der Künstler oder die Künstlerin bewege sich sonst »im rein Normativen«, gar »in Klischees«

und schaffe »nur Naheliegendes«. ²³ Scheitern als Erfahrung der Selbstübersteigerung wäre einem Gelingen damit jederzeit vorzuziehen.

Das Manuskript beruht auf der komparatistischen Studie *Figuren des Versagens. Poetik eines sozialen Urteils*, als Promotion eingereicht an der Humboldt-Universität zu Berlin und erschienen bei De Gruyter.

Erste Auflage Berlin 2025

Copyright © 2025

MSB Matthes & Seitz Berlin

Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57 A | 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere die Nutzung des Werks für

Text und Data Mining im Sinne von

§ 44b UrhG.

Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena

Druck und Bindung: Art-Druk, Szczecin

Umschlaggestaltung nach einer Idee von

Pierre Faucheux

Printed in Poland

ISBN 978-3-7518-3037-9

www.matthes-seitz-berlin.de